

Von einem Sieg, den die Susenbergerinnen in Trostheim gewonnen haben

Autor(en): **Müller, Fritz / Erni, Arnold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **70 (1995)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-324494>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von einem Sieg, den die Susenbergerinnen in Trostheim gewonnen haben

Erzählung von Fritz Müller, Illustrationen von Otto Baumberger, Nachwort von Arnold Erni

In Susenberg war Samstagnachmittag. Und lustiges Wetter war es auch. Von ferne blitzte schon der Sonntag auf. Wenn man durch die schräggestellten Beine von unten her schief gegen die blanken Wasser der Grünach sah, so konnte man des Sonntags Lichter jetzt schon sehen. So sagte wenigstens ein Gassenbub da drüben auf dem Ufer, wo der Eichenhof heraufstieg aus der Grünach. Und richtig – jetzt sahen schon ein Dutzend Buben angestrengt durch ihre Beine. Und dann nickten sie mit einem roten Kopf und blaugeschwellenen Adern: «Ja, wahrhaftig», sagten sie, «ich kann den Sonntag jetzt ganz deutlich sehen.» Völlig froh waren sie über die neue Zauberei und gockelten stolz über den Steg. Beinah hätten sie drei Frauen umgerannt, die mit dicken Bündeln unterm Arm herüberkamen.

«In die Schul' gehört ihr, dass ihr's wisst, ihr Gassenbuben», sagte eine von den Frauen und drückte das weiche Bündel sorglicher an sich. «Je, die weiss nicht einmal, dass am Samstagnachmittag gar keine Schule –» «Bscht», flüsterte ein anderer Beingucker, «das ist ja doch unserm Stadtweibel seine Frau.» – «Ist ja wahr, und die daneben ist dem Säckelmeister die seinige, und die dritte –» Ein aufgeregtes Glöcklein schepperte über den Platz. «Uh, der Ausrufer!», riefen die Buben und liefen einem dicken Mann entgegen, der das dünne Glöcklein schwang. Auch die drei Frauen blieben jetzt ein wenig stehen. Der Ausrufer aber verschnaufte sich, stellte seine Beine gravitatisch auseinander und – «Ui, nun will der auch zum Sonntag gucken», rief ein Bub. «Ach, der ist viel zu dick dazu.»

Und da hatte der Ausrufer ein gelbes Blatt auseinandergerollt und klapperte laut eine Verordnung herunter:

«Bürgermeister und Rat sind übereingekommen, dass kein ehelich Weib, weder Witwe noch andere Frauen, an einen Schleier oder ein Kopftuch Fransen aus Seide oder Garn sollen setzen, sondern dass sie es so tragen und lassen sollen, wie es gewoben ist.»

Hier verschnaufte der dicke Mann wieder. – «Uje, das haben wir jetzt schon seit einem halben Jahr jeden Samstag g'hört», schrillte einer von den Buben, und

sie liefen fort, ein Bergweglein hinauf. Es war kein gewöhnliches Laufen, sondern ein Kunstlaufen. Denn sie behielten im Laufen die beiden Hände fest in der Hosentasche.

Die drei Frauen aber blieben stehen, lächelten einander zu und drückten eine jede ihr Bündel zärtlicher gegen die Brust. Darauf kam wieder ein Geschepper aus der dünnen Glocke, und der Dicke ratterte weiter:

«Dazu soll auch keine Frau einen Kopfreif tragen, der von Gold oder Silber, edlem Gestein oder Seide gemacht sei, so auch keine Kappe mehr von Seide, mit Gold oder Edelsteinen daran.

Auch soll keine Frau, weder ehelich Weib noch ledige Tochter, ein Gewand oben herum weiter tragen, als dass das Loch für den Kopf zwei Finger breit auf den Achseln aufliege –»

Scheinbar ernsthaft nickend sahen die drei Frauen jetzt einander auf den Hals. Jaja, sie hatten nichts zu fürchten, bei ihnen stimmte alles, kaum einen Finger breit.

«– und soll auch deren Gewand nicht mehr vorn herauf und zu den Seiten zum Knüpfen oder zum Schnüren eingerichtet sein.»

Die Blicke von den dreien gingen ehrbar an den Kleidern abwärts.

«Und es soll auch keine Frau an ihr Kleid mehr eine Kappe machen lassen, die länger ist als eine Elle. Auch soll fernerhin keine einen Rock von mehr als einer Farbe haben, auch keine Frau, weder Ehefrau noch Witwe noch Tochter, einen Gürtel führen, der mehr als fünf Pfund Denare wert ist.»

Hier machte der Dicke einen extragrossen Schnaufer und kugelte seine runden Augen schreckhaft gegen die drei Frauen hinüber. Die jüngste von den dreien war ein wenig erschreckt und fuhr geschwind mit der Hand an die Hüfte, wo ein schöner, breiter Gürtel sass mit allerlei gestreiften Farben.

«Bürgerin Granika», flüsterte die Frau Stadtsäckelmeister, «ich will nicht getauft sein, wenn Euer Gürtel nicht mindestens zehn Pfund –»



Aber schon hatte das Glöcklein wieder zu wimmern angefangen:

«Auch soll niemand einen Schuh mit einer Spitze tragen, darin man etwas hineinschieben kann oder gar einen geschnürten Schuh.»

Wie auf Kommando verschwanden die drei vorgestellten Füße von den dreien unterm Rocke.

«Und wer von diesen Satzungen eine bricht, der zahlt der Stadt zehn Schilling Busse und kann beim zweiten Male in den Turm geworfen werden – hrrr schrrr brgrrr...»

Der Dicke schluckte und räusperte sich und war am Ende seiner Kräfte. Langsam rollte er das gelbe Amtspapier wieder zusammen und schlurfte müde auf den Steg zu. Dabei machte sein dünnes Glöcklein ein verlorenes Gebimmel. – «Nun, Berglikunz», rief ihm eine von den dreien zu, «das ist eine heisse Geschichte!» Misstrauisch und unwirsch schaute der Dicke hinüber. Aber da erkannte er die Frau Stadtsäckelmeister und die Frau Stadtweibel und die reiche Wittib Granika, machte trotz aller Müdigkeit eine stramme Referenz und wackelte weiter über den Steg.

Da kam eine ausgelassene Lustigkeit über die junge Witwe Granika. Einen richtigen kleinen Hupfer machte sie. Und kein bisschen acht hatte sie dabei, dass ihre geschnürten Schuhe verborgen hätten bleiben sollen. Und lachen tat sie dazu, bei weitem silbriger, als vorher die dünne Ausrufglocke bimmeln konnte: «Was kümmert uns das dumme Verbot», rief sie übermütig und schritt ziemlich rasch voran.

«Nun, ich denke», sagte die Frau Stadtweibel um ein bedeutendes ernster, «ich denke, wir haben alle drei schon einmal unsre zehn Schillinge bezahlen müssen.» «Ja, und hinterm zweiten Male», setzte die Frau Stadtsäckelmeister bedächtig hinzu, «hinterm zweiten Male steht der Turm, der Turm.»

«Nun, sie werden doch unsereinen nicht gleich in den Turm werfen können, denk' ich», sagte die Frau Stadtweibel.

«Nein, da gehn wir doch noch lieber nach dem lustigen Trostheim, sicher ist sicher», sagte die fröhliche Granika.

«Ja», sagte die Säckelmeisterin, «die schätzen doch noch schöne Kleider und lachen über unsre dumme Kleiderprachtsverordnung.»

«Und dort können uns die vernagelten Stadtväter von Susenberg nichts dawiderreden», sprudelte die muntere Granika heraus.

«Soso», sagte die Weibelin mit einem Seitenblick, «soso, vernagelte Stadtväter, und da wäre also dann der Bürgermeister der vernageltste von allen, Frau Granika?»

«Das hab' ich nicht gesagt», erwiderte Frau Granika schnell, ward ein wenig rot über den grossen Augenbrauen und schritt plötzlich wieder ganz sittsam daher.

«Nein», kam ihr die Säckelmeisterin zu Hilfe, «sie hat ganz recht, ich glaube auch nicht, dass der Bürgermeister selber mit dem Herzen bei der dummen Kleiderverordnung ist; er muss es aber, weil's der ganze Rat so will. Und ich muss es sagen, mein Ehgemahl ist einer von den schlimmsten», setzte sie halb lustig und halb seufzend hinzu.

«Schlimmer als der meine kann er auch nicht sein», fiel die Weibelin ein und blieb in kriegerischer Haltung stehen. «Aber er sollte es mir nur verbieten, frühjahrsüber nach Trostheim hinzufahren jeden zweiten Samstag. Es steht zum Glück in unserm Ehevertrag.»

«Auch in dem meinigen natürlich», sagte die Säckelmeisterin. «Es hat doch jede Bürgersfrau, die etwas auf sich halten tut, die Frühjahrskur von Trostheim ausbedingt am Hochzeitstag.»

«Ich aber nicht», scherzte die Granika.

«Ja Du, Du kannst doch machen, was Du willst, bis –»

«Bis vielleicht einmal so ein vernagelter Stadtvater von Susenberg auch bei ihr –», blinzelte die Säckelmeisterin der Weibelin zu.

«Aber habt Ihr schon gehört», fiel die Gehänselte ganz geschwind in diese Rede, «habt Ihr schon gehört, sie wollen jetzt Jagd machen auf der Grünach?» – «Jagd auf was?»

«Auf die Kleiderpracht. Es sollen neulich einige Bürgerinnen auf der Grünach nach Trostheim hinuntergefahren sein und haben ihre Kleiderprachtsbündel schon vor dem Weissen Stein ausgepackt, wisst Ihr, wo die Grenze ist –»

«Ach, was seid Ihr Hasenfüsse», lachte Frau Granika. «Kommt geschwind, sonst treffen wir das letzte Boot nicht mehr.»

Und nun gingen sie alle drei sehr rasch die Grünach entlang, so geschwind, als es die dicken Bündel erlaubten. Zwei andere Frauen, auch mit Bündeln, kamen aus der Nebenstrasse links, dann wieder zwei von rechts. Und dann war es wie eine eilige Prozession von Frauen mit Bündeln. Alle schienen sie das gleiche Ziel zu haben, die Gelbe Mühle vor der Stadt. Und alle waren sie munter und guter Dinge. – Endlich war die Gelbe Mühle da. Eine Furt ward sichtbar in der Grünach. Ein breiter Nachen schaukelte am Rand. Ruderknechte standen wartend. Eben setzte der Bootsmeister ein silbernes Pfeiflein an: «Huiiiii – iii – i!», schrillte es in die Frühlingsluft. Und es war verwunderlich anzuschauen, wie dieser eine Pfiff die ganze Frauenprozession in eine gelinde Trabbewegung setzte. Und die letzten hinten sprangen wie die Geisslein, um wieder nachzukommen. Den letzten Kahn nach Trostheim zu versäumen? Nein, lieber mochten Nähte reissen und ein Stück der anmutsvollen Würdigkeit verlorengelien.

So, jetzt hatte sie der Führer alle schön verteilt im Boot, gut vierzig waren es zusammen. Ihre Bündel machten einen grossen Pfeiler bei dem Manne hinten, der das Steuer führte. Ein halbes Dutzend mal die Ruder eingesenkt im Takt – hei, jetzt schwamm das breite Schiff schon lustig in der Mitte, wo die Strömung stark war und kein Ruder mehr vonnöten.

Und dazu die Sonne auf der blanken Grünach – nein, das waren wirklich Sonntagslichter auf dem Wasserspiegel, auch wenn die Gassenbuben nicht durch ihre

Beine sahen. Der Sonntag im Wasser aber stieg über den Bootsrand und setzte sich zwischen die vielen Frauen. Da dauerte es gar nicht lange, und sie wurden allesamt über die Massen fröhlich. Plaudern, Singen und Gelächter schallte übers Wasser.

Fast verwundert schüttelten die Weiden an den Ufern ihre Zweige. Nicht lange, und die Rehe äugten voller Neugier her vom Waldrand: Nein, was diese Menschen alles treiben... Hie und da ein Häuslein zog vorüber. Da und dort ein Bursche stand am Ufer, machte hohle Hände, um zu rufen: «Gute Reise, Frauen, gute Reise!» Dann und wann mit weissen Tüchlein winkten Mädchen aus den Fenstern, Mädchen, die fürs Leben gerne mitgefahren wären. – Ein halbes Stündlein oder so war man dahingeglitten. Hin und wieder fing ein geschwindes Mündlein zu verstummen an – die Lieblichkeit der hügeligen Landschaft nahm ihm das Wort für eine Weile weg. Bei anderen kam der Hunger in der frischen Luft. Man bot den Ruderknechten an, dem Führer, man ass, man trank – immer unentrinnbarer glitt man in die Fröhlichkeit hinein.

Ein Kloster zog vorüber. Ein Mönch mit brauner Kutte stand im hohen Bogenfenster, unbeweglich. Man rief hinauf, man winkte ihm zu – aber der Mönch regte sich nicht und rührte sich nicht. Schweigend sah er auf den Fluss hinab und seine Fracht.

Etlichen Frauen war es fast ein wenig unbehaglich geworden. Sie rückten hin und her auf ihren Bänken. Und als die Grünach eine scharfe Biegung machte, die das Kloster rasch verschluckte, riefen sie: «Kommt, wir wollen jetzt die Kleider tauschen!» Und sie zeigten auf den Bündelpfeiler bei dem Lenker hinten. Vergebens, dass die Weibelin und die Frau Stadtsäckelmeister warnten, man sei ja noch auf Susenbergerischem Gebiet, es sei noch gut eine Viertelstunde bis zum Weissen Stein an der Grenze, ganz vergeblich – die meisten von den vierzig streckten ihre Hände nach den Bündeln. Bald war der Bündelhaufen abgetragen, die Packen aufgemacht – ach, welche Herrlichkeit quoll da heraus. Alles, was verboten war, lag da im glitzernden Sonnenschein. Schleier mit seidenen Fransen, Kronschappeln mit



silbriger, Kronschappeln mit goldiger Stickerei, Kappen, die weit mehr als eine Elle massen in der Länge, eine gleissende Pracht von Gürteln, seidenen Gewändern... Das war ein Rufen und ein Zeigen. Und die Granika war die erste, deren Haubenschleier weit im Winde flatterte. Sie warf die schönen Arme im Halbkreis in die Höhe, als ginge es zum Tanze.

Da hielt es auch die Weibelin nicht mehr länger und die Säckelmeisterin. Auf gingen auch die Schnüre an ihren mitgebrachten Bündeln, und bald blitzte das ganze breite Boot von seidenen Schleiern, seidenen Gürteln, seidenen Hauben, von Geschmeide... Und nur die seidenen Gewänder mit den ausgeschnittenen Hälsen sparte man auf Trostheim auf.

Das war ein Jubel, ein ungetrübter Frauenjubel, einen grössern hat die flinke Grünach nie getragen. Auch nicht in dem halben Dutzend anderer Boote, die schon vorher gegen Trostheim abgefahren waren.

«Wenn's nur ein gutes Ende nimmt – ein gutes Ende nimmt», murmelte der Bootsführer und lugte nach dem Weissen Steine. Aber der war noch eine gute Strecke abwärts.

«Ist nicht da drüben schon der Weisse Stein?», rief jetzt Frau Granika und zeigte schäg aufs Ufer. Und da war wirklich etwas Weisses. Das wurde grösser und grösser. Jetzt sah man, dass es sich bewegte, und jetzt –

«Herr im Himmel!», rief der Bootsführer, «das ist ein weisses Stadtschiff, und wir sind noch auf Susenbergerischem, mit Eurer Kleiderpracht, der vermale –» Was er weiter sagte, ging im wirren Durcheinander unter, das die aufgeregten Frauenreden machten. Etliche standen auf, das breite Boot schwankte. Alle Hände voll zu tun hatten die Ruderknechte, um das Gleichgewicht zu wahren.

«Das ist dem Weibel sein weisses Schiff!», schrie eine Frau. «Er versteht jetzt keinen Spass mehr, hat er neulich in dem Grossen Rate gesagt!»

«Jesus, Jesus, der Turm, der Turm, wir sind ja alle schon das erste Mal bestraft! Ach, wenn doch nur der Weisse Stein schon da wäre!» Aber gerade hier floss die



Grünach unerträglich langsam. Mit starken Ruderschlägen trieb das weisse Schiff heran.

«Es ist wahr und wahrhaftig der Weibel, ich seh' ihn deutlich», rief der Bootsführer, «und hinter ihm sitzt meiner Seel der Bürgermeister selber und der Säckelmeister. Geschwind, herunter mit der Kleiderpracht, mit der verbotnen!» Hier fuhren die Weibelin und die Säckelmeisterin doch zusammen, und sie duckten sich ein wenig. Und mit lautem Geschrei rissen sich einige Frauen die glänzenden Kronschappeln herunter und die seidenen Fransenschleier und die glitzernden Gürtel und wickelten sie wieder ein oder verbargen sie unter den Bänken. Aber da rief die Granika mit lauter Stimme:

«Lasst's nur, sie haben unsre Kleiderpracht schon lange blitzen sehen. Seid nicht feig, seid mutig – wir bleiben, wie wir sind. Wir wollen einmal sehen, ob man uns verbieten kann, uns so schön zu tragen, wie wir können!»

Ein Klang war in der Stimme, der beruhigte; der gab Mut. Und sieh', fast alle behielten ihren Schmuck. Da waren die anderen beschämt und kramten das Zerknitterte wieder hervor, legten es abermals an, und nun sassen vierzig stolze Frauen steif und königlich im Boot. Hundert Augen waren aber unverwandt auf einen Punkt gerichtet, auf das weisse Schiff. Jetzt war es da.

«Heda!», rief des Weibels Stimme übers Wasser, «heda, Ihr seid Susenbergrische. Ihr untersteht dem Stadtgesetz von Susenberg, und ich befehle Euch, zu halten!»

Noch ein paar straffe Ruderschläge machten die Schiffsknechte. Aber wie ein Blitz war das weisse Schiffelein hinter ihnen her. Da sahen sie, es nützte nichts. Lässig sanken ihre Ruder in das Wasser, und nun war man Bord an Bord.

Der Weibel, der gewohnt war, dass man sich vor ihm fürchtete, ärgerte sich mächtig über das stumme Frauenschiff, in welchem ebensoviel Königinnen zu sitzen schienen, die ihn nicht achteten. Mit starker Stimme rief er:

«So, nun habe ich Euch endlich, Ihr Kleiderprächtigen, die Ihr auf Susenbergerischem Grund und Boden die Satzungen verachtet!»

«Grund und Boden?», rief hier eine mutige Frauenstimme, «Grund und Boden? Seit wann ist Wasser Grund und Boden?»

Beim Klange dieser Stimme aber geschah es, dass der Bürgermeister, der zuhinterst sass im weissen Schiffe, auch aufgestanden war und in sichtbarlicher Verlegenheit sich wie grüssend gegen die Stelle des Frauenschiffes verneigte, von wannen diese Stimme kam. Die Stimme von Frau Granika, der jungen, schönen, reichen Witwe.

Nun erhob sich aber auch der Säckelmeister – der war ein jähzorniger Herr – und rief: «Ach, was viele Worte! Wasser oder Grund und Boden – Susenbergerisch ist Susenbergerisch. Heda, Herr Weibel, tut Eure Pflicht, verhaftet das ganze Schiff!»

Das Schiff verhaften? Ein Schiff mit vierzig Frauen und einem halben Dutzend Ruderern? Hm, das war keine leichte Sache. Der Weibel wusste selber nicht, wie er das machen sollte. Und dazu kam noch, dass der Bürgermeister jetzt sich zu ihm hinüberneigte und halblaut sagte: «Herr Weibel, keine falsche Strenge, bitte.» – Ja, dieser Bürgermeister. Der war von jeher nur mit halbem Herzen bei diesem Gesetz gegen die Kleiderpracht. Und wenn der Weibel ihn heute nicht so festgehalten hätte bei der Unternehmung, womit der Geheime Rat sie betraut hatte, weiss Gott, der wäre gar nicht mitgekommen. Und jetzt noch diese Frauen, diese stummen, die sich nicht rühren wollten, die ihn spöttisch zu betrachten schienen, mit all der verbotnen Kleiderpracht am Körper – da sollte doch ein Donnerwetter –

«Kreuz Teufel nocheinmal! Ihr Ruderknechte, herum das Boot! Zurück nach Susenberg wird jetzt gerudert, habt Ihr mich verstanden!?»

Unschlüssig sahen die Ruderer auf ihren Führer. Der wollte eben kleinlaut und verzagt das Zeichen zum Gehorsam geben. Aber da hatte sich die Granika, die immerfort scharf nach dem linken Ufer spähte, leicht an sein Ohr geneigt und ihm



was zugeflüstert. Und jetzt geschah etwas Merkwürdiges. Der Bootsmann fuhr sich über die Stirne, stand auf und hielt eine Rede. Eine wirre Rede hielt er über die Bedeutung von Gesetzen und Verordnungen und vom Wasser der Grünach. Und die Christenpflichten verwebte er in diese Rede und den Mönch am hohen Bogenfenster, den sie vorhin sahen. Und es wurde eine entsetzlich lange Rede. Denn immer wieder wusste er was neues, so oft ihn auch der Weibel unterbrechen wollte. Und immer klarer schien es zu werden: Der Bootsmann war verrückt geworden, ganz verrückt. Und immer verrückter, je weiter die beiden ungleichen Schiffe ineinander verhakt stromabwärts trieben. Endlich aber verlor der Weibel die Geduld. «Genug!», schrie er, «genug! Ihr Ruderer, tut was ich Euch –»

Ein ermunternder Blick von Frau Granika – und nochmals unterbrach der wirre Redestrom des Bootsmanns diese letzte Weisung. Und diesmal brachte der arme verrückte Mensch gar ein vielgewundenes Hoch aus auf den Bürgermeister, den Weibel, den Säckelmeister und die Apostel Paulus und Petrus. Mit offenem Munde starrten die Ruderknechte auf ihren Führer.

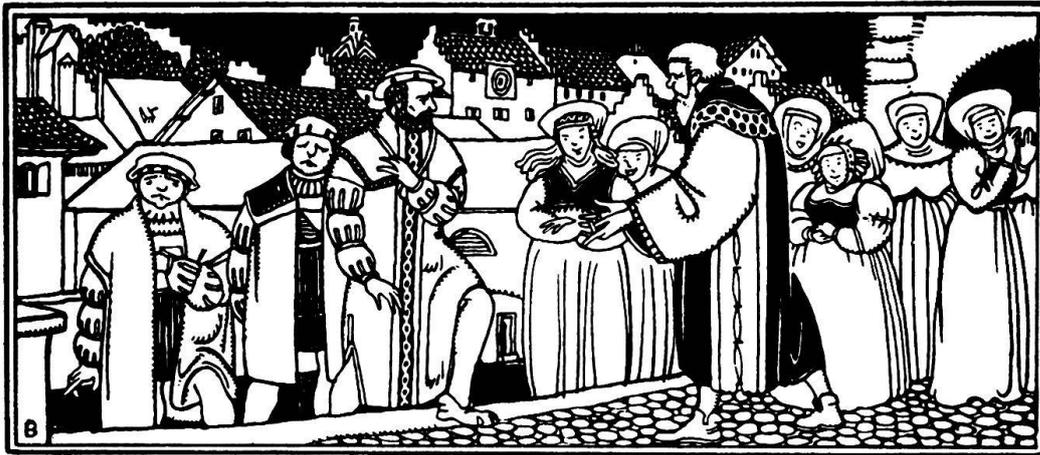
«Zum letzten Mal!», schrie jetzt der Weibel mit Zornesröte, «zum letzten Mal befehl ich Euch kraft Susenbergerischer Gesetze –»

«Wer spricht hier von Susenbergerischen Gesetzen?», sagte da eine tiefe Stimme. Erstaunt fuhren der Weibel, der Säckelmeister und der Bürgermeister herum.

«Das hast Du brav gemacht», flüsterte Frau Granika dem Bootsführer zu und liess was Goldnes in seine Hand eingleiten. Und dann sah sie mit einem heiteren Lächeln, wie ein doppelt so grosses grünes Boot als das weisse ganz gemächlich jetzt auch Bord an Bord kam, hörte, wie der Susenberger Bürgermeister in das neue Boot hineinrief, in dem an fünfzehn Männer sassen:

«Wer seid Ihr, und was wollt Ihr?»

«Ei, das wundert mich aber», sagte jetzt die tiefe Stimme wieder, «dass Ihr das grüne Schiff der Trostheimer Stadtvogtei nicht kennt?»



Bei dem Worte Trostheim richteten sich hundert Augen auf das Ufer – weit hinten an der letzten Biegung verschwand eben der Weisse Stein, der Grenzstein zwischen Susenberg und Trostheim.

Betroffen sahen sich die Leute in dem weissen Schiffe an. Aber der Mann mit der tiefen Stimme liess ihnen nicht lange Zeit dazu: «Wir haben mit eigenen Ohren eben hören müssen», sagte er, «wie Ihr Euch angemasst habt, Vogteirechte auf unserem Gebiete auszuüben. Es ist uns ferner wohlbekannt, dass Ihr den Frauen Eurer Stadt die Freiheit in der Kleidung nicht belassen wollt.» Ein freundliches Gemurmel von den Frauen schmuggelte sich hier ein.

«Und schliesslich ist es uns nicht unbekannt, dass der Rat von Susenberg sich mit der Absicht trägt, den Susenbergerinnen die Frühjahrskur in unserm weitberühmten Trostheim an den heissen Quellen zu verbieten, also unsere Stadt zu schädigen. Wir haben keinen Grund, Euch anders zu behandeln als jeden, der sich auf unserem Gebiet eine falsche Gewalt anmasst. Kommt mit, Ihr seid verhaftet, Ihr Leute in dem weissen Boot!»

Das gab ein wütendes Durcheinander in dem weissen Boot.

«Ihr wisst wohl nicht, wen Ihr vor Euch habt», rief der Susenberger Weibel, «ich bin der Weibel, dieser da ist der Säckelmeister!»

«Umso schlimmer für Euch!»

«Und jener ist der Bürgermeister selber!»

«Umso schlimmer für ihn! Wir kennen keinen Unterschied vor dem Gesetz. Es wird bei Euch nicht anders sein. Kommt mit. Ruderer packt an!»

Und die Ruderer packten an.

Das waren drei seltsame Schiffe, die da gen Trostheim abwärts fuhren. Ein grünes Schiff mit stillen, fest entschlossenen Menschen. Ein kleines weisses Schiff mit sehr erschrockenen Menschen. Ein grosses braunes Schiff mit vierzig seidenprächtig gekleideten Frauen, die leise kicherten und da und dort in Gruppen die erste zuversichtliche Fröhlichkeit wiedergewannen.

Und dieselbe sonnig glitzernde Grünach trug alle Boote einträchtig nach der Stadt. Glucksend leckte da und dort das grüne Wasser an den Schiffen in die Höhe, so dass es klang, als wollte es die Susenberger Frauen im Gekicher unterstützen.

Umso weniger kicherisch war dem Bürgermeister zumute. Es kam ihm vor, als wäre seine Rolle grad nicht glänzend, und er verfluchte innerlich das ganze Kleiderprachtsgesetz und den Weibel obendrein, der ihn zu dieser dummen Spionagefahrt überredet hatte.

Und dann wanderten seine Augen immer wieder in das braune Boot an jene Stelle, wo sich's Frau Granika so bequem wie möglich eingerichtet hatte, die Frau, die er seit einem Jahr heiss umwarb. Kein Zweifel, die hatte alles eingefädelt, je mehr er überlegte. Aber die Erkenntnis machte ihn nicht bitter. Ei, was war sie eine kluge Frau zu ihrer Schönheit, ihrem Reichtum.

Jetzt – ja, jetzt hatte sie ihn angesehen und seinen wiederholten Gruss mit einem liebenswürdigen Lächeln erwidert. Hm, nach alledem, ganz so verzweifelt kam ihm nun die Lage nicht mehr vor.

Sicher lange nicht so schlimm, als wie sie plötzlich dem Weibel und dem Säckelmeister erschien, die jetzt erst unter den vielen Frauen ihre beiden Ehefrauen entdeckt hatten, gemütlich angetan mit alledem, weswegen ihre Männer auf den Kriegspfad gingen.

Und was das Schlimmste war für sie: Ihre beiden Frauen da drüben in dem Schiff taten ganz, als wären ihre Männer gar nicht da, ja sahen durch sie durch, wie man durch Glas sieht...

Die Schiffe machten eine letzte Wendung. «Trostheim!», rief der Führer von dem grossen Boot gewohnheitsmässig. Breit und lieblich lag sie da, die feine Quellenstadt. Ihre Arme unten an der Grünach tat sie auf und hiess die drei verschiedenen Boote ohne Unterschied willkommen.

Ei, was waren da für eine Menge Susenbergerinnen auf dem Landungsplatze, die ihre Schwestern auf dem letzten Schiff willkommen hiessen. Sie machten frei-



lich grosse Augen, als sie die Begleitung sahen. Und das Tuscheln und das Zischeln wollte gar kein Ende nehmen.

Und war das nicht der Bürgermeister von Trostheim selber, der jetzt auf seinen Susenberger Amtsgenossen zukam?

«Euer Liebden», sagte er mit höflicher Verneigung, «Euer Liebden, ich bedaure unendlich die Veranlassung Eures – Eures Besuches. Ich bitte dringend, uns zu glauben, dass wir nach unseren Gesetzen gar nicht anders handeln konnten. Und wenn ich die Herren nun auch bitten muss (er verneigte sich jetzt auch gegen den Säckelmeister und den Weibel), unser Stadtgebiet nicht zu verlassen, bis der Streit nach gutem Recht geschlichtet ist, so biete ich den Herren doch so lang mein offnes Haus und meine Gastfreundschaft von Herzen an.»

So gütig waren diese Worte, so offen das Gesicht des Sprechers, so frei von jedem Spott, dass die drei Susenberger als wohlerzogene Menschen nicht gut anders konnten, als in die dargebotnen beiden Hände, wenn auch zögernd, einzuschlagen.

Und jetzt schritten sie durch die Alleen, links und rechts vorüber an den heitren Menschen. Ein Grüssen war das und ein freundliches Geplauder. Wie ein schönes Teppichmuster ging das durcheinander, löste sich und knüpfte sich zu neuen Mustern. Und das beste waren doch die Frauen. Diese Frauen, deren seidne Kleiderpracht da drüben überm Weissen Stein als Staatsverbrechen angesehen wurde und als irgendeine böse Teufelei. – Wenn auch der Weibel und der Säckelmeister nur mit halbem Auge nach der seidnen Schönheit sahen, weil die andre Hälfte nach den eignen Frauen lugte – dass alle diese bunten, farbenfrohen Kleider, diese langen Schleier mit den goldnen Fransen, diese sprühenden Gürtel, diese lieblichen Kapuzen nicht ein Werk des Teufels und der Hoffart waren, ward ihnen, wenn auch widerwillig, mehr und mehr bewusst. Wenn nur nicht der Rat in Susenberg, der Grosse Rat –

«Hier ist mein Haus und auch das Eure, meine Herren», sagte jetzt der gastfreundliche Bürgermeister. «Ich erwarte Euch zum Abendessen und verlasse Euch



nun, weil Ihr vielleicht noch selbst ein wenig in der schönen Sonne wandeln wollt und mit – mit Bekannten unterhalten.» Und schon war er fort. Wie aber jetzt der Weibel und der Säckelmeister sich umwandten, sieh, da standen ihre beiden Eehälften. Ganz unbefangen kamen sie heran, die beiden Frauen, und begrüßten ihre Männer, als wäre das ein längst erwartetes, freundwilliges Zusammentreffen.

«Wir wohnen im Gasthof zum Weissen Wind», sagten sie heiter, «wollt Ihr uns dahin begleiten? Vielleicht ist doch das eine und andere zu besprechen.»

Und eben, als der Susenberger Bürgermeister langsam hintendrein ging, kam Frau Granika auf ihn zu und begrüßte ihn so herzlich wie noch nie. Sie lud ihn ein, an ihrer Seite zu verweilen. Nichts Lieberes konnte ihm geschehen.

Wie aber die drei Susenberger Paare so dahinschritten, schon bedeutend leichter als vor einer Viertelstunde, da geschah es, dass die Männer sich wie auf ein Zeichen plötzlich nach links und rechts umsahen und dann nach hinten. Hm, da hinten ging in respektvoller Entfernung der Mann mit der tiefen Stimme aus dem grünen Boot. Es war also Ernst. Es war kein Traum. Nun gut... Was die drei Paare auf dem Weg zum Weissen Wind gesprochen haben, das hat man nie ganz sicher festgestellt. Die einen sagen, es sei scharf gewesen ganz im Anfang und am Ende ganz versöhnlich, die andern sagen, es wäre umgekehrt gewesen. Wahrscheinlich hat man mancherlei verwechselt zwischen beiden Ehepaaren und dem dritten Paare, das es werden wollte. Als sicher kann ich nur zwei aufgefangene Sätzlein von der Frau Granika vermelden. Das eine, das hat so gelautet:

«Euer Liebden, der Grosse Rat von Susenberg vermeint, die Mode und die Kleiderpracht seien eine Krankheit. Also schön, wenn Euer Liebden etwa Masern hätte, kann man die verbieten? Und wenn man's dennoch unterdrücken könnte vermittels eines Gewaltmittels, so weiss ja doch ein jeder Doktor, dass die Krankheit sich nach innen schlüge, anstatt rauszukommen, und nun erst böse wüten würde. Hab' ich recht, Euer Liebden?»

Und auch die Antwort des Herrn Bürgermeisters ist aufgefangen worden. So

hat sie gelautet, nachdem er prüfend an dem seidnen Kleiderschmuck der schönen Witwe hinabgesehen hatte:

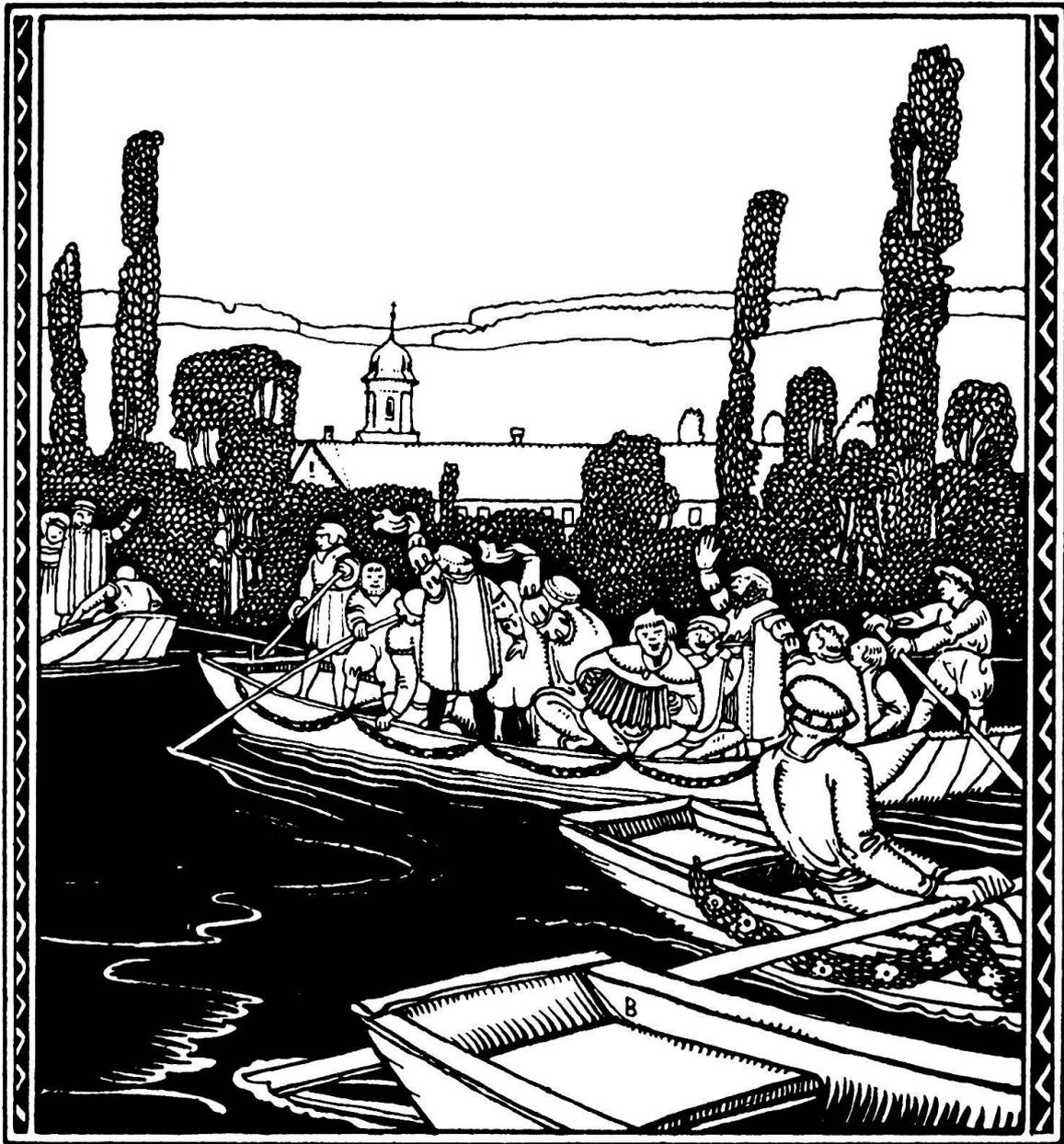
«Frau Granika, ich finde, dass wenn die Seidenpracht eine Krankheit ist, so ist sie mir nun doch bedeutend lieber als die Masern.»

Das andere Sätzlein aber der Frau Granika, das man am späten Abend im Vorübergehen – ungewollt natürlich – aufgefangen hatte, das hat so gelautet: «Eine klare Antwort wollt Ihr, Euer Liebden, eine kurze, klare Antwort? Gut, hier ist sie: Ich erkläre mich am gleichen Tag mit Euch verlobt, wo in Susenberg das Gesetz von der Kleiderpracht abgeschafft ist.»

Und dann legte sich eine Nacht dazwischen. Eine zuversichtliche Nacht in Trostheim, wo selbst die Träume guter Dinge blieben, und eine ziemlich aufgeregte Nacht in Susenberg, wo man die drei Stadtoberen besorgt vermisste. Und was nun weiter folgte, ist gar rasch erzählt. Der Sonntag brachte zunächst, was er den Gasenbuben an der Grünau schon zwischen ihren Beinen durch versprochen hatte, einen prächtigen Sonnenglanz.

Aber nicht nur das. Sondern auch reitende Boten auf schaumbedeckten Rosen brachte er, die ein paarmal zwischen Susenberg und Trostheim hin- und hergaloppierten. Und diese Boten trugen ganz absonderliche Meldungen. So absonderlich, dass ich sie zum besseren Verständnis in der richtigen Reihenfolge sauber untereinandersetzen muss, sehr verkürzt natürlich, weil die Druckerei den Raum nicht hergibt, wollte ich's mit allem Drum und Dran vermelden. Also:

Nummer eins: Botschaft von Susenberg nach Trostheim. «Was ist mit unserm Bürgermeister vorgefallen und mit dem Weibel und dem Säckelmeister?» Nummer zwei: Botschaft von Trostheim nach Susenberg. «Das und das und das. Und nach unseren Gesetzen müssten sie mindestens drei oder vier Wochen zum Turm. Aber wir geben sie frei, wenn Ihr den Wunsch der Susenbergerinnen, unserer treuen Frühjahrgäste, erfüllen wollt. Der aber heisst: Fort mit dem Kleiderprachtsgesetz!»



Nummer drei: Botschaft von Susenberg nach Trostheim. «Wir überziehen Euch mit Krieg.»

Nummer vier: Botschaft von Trostheim nach Susenberg. «Nur zu. Was wir mit Euern drei Stadtoberen anfangen, das wird eine dunkle Geschichte werden. Und ausserdem haben soeben die Susenbergerinnen hier in einer Versammlung an den heissen Quellen feierlich erklärt, nicht eher gingen sie nach Susenberg zurück, als bis das Kleiderprachtsgesetz gefallen wäre – und wenn sie hier verhungern müssten.» Eigenhändige Nachschrift der drei Susenberger Stadtoberen: «Wir können das verstehen. Macht rasch, erwarten Montag früh Entscheid vom Grossen Rat.»

Und wieder legte sich eine Nacht vor die Lösung. Und wieder war es eine Nacht, die in Trostheim recht ruhig ablief, während es in Susenberg wildgewordene Stadträte gegeben haben soll, die erklärten, ihre Ehefrauen müssten wieder her, es koste, was es wolle.

Am Montag war die erste Botschaft in der Richtung gegen Susenberg unheimlich lakonisch: «Nun, was ist?»

Und die Antwort kam aus Susenberg so gegen Mittag direkt aus dem Grossen Rat: «Kleiderprachtsgesetz soeben aufgehoben.»

Und jetzt könnte ich noch ein langes und ein breites von einer Begegnung erzählen, die am Montagnachmittag auf den fröhlichen Wassern der Grünach stattgefunden hat, dicht beim Weissen Stein. Und dass es eine Massenbegegnung war von Schiffen, die von Trostheim kamen und von Schiffen, die von Susenberg kamen. Und dass alle Schiffe bunt beflaggt waren und Kränze und Girlanden an den Seiten hingen. Und dass eine wunderschöne, seidene Kleiderpracht in aller Fröhlichkeit entfaltet wurde. Und dass eine allgemeine Verbrüderung zwischen zwei Städten daraus wurde. Und dass ganz zuletzt noch die Verlobung des Susenberger Bürgermeisters mit der wunderschönen Witwe Granika bekannt wurde. Und – und – und...

Nachwort

Die humorvolle Kurzgeschichte Fritz Müllers über den «Sieg der Susenbergerinnen» schildert den glücklichen Verlauf einer Badenfahrt per Schiffsreise auf der Limmat (hier Grünach genannt) von Zürich nach Baden, wobei der Autor den beiden Städten erdichtete Namen gibt. Dem Leser wird aber schon nach kurzer Zeit bewusst, dass mit Susenberg nur Zürich gemeint sein kann, und dass Trostheim unverkennbar die Stadt Baden ist. Die Erzählung spielt in der Zeit zwischen 1550 und 1750 und ist vom Verfasser grösstenteils frei erfunden. Sie basiert aber trotzdem auf sehr realen und mehrfach aktenkundigen geschichtlichen Tatsachen, nämlich den strengen Kleidervorschriften im nachreformatorischen, puritanischen Zürich. Diese waren bis in alle Kleinigkeiten gesetzlich festgelegt, und Zuwiderhandlungen wurden streng bestraft. Doch reichte glücklicherweise für die lebenslustigen Frauen unserer Erzählung der Arm der Zürcher Obrigkeit nicht bis in die gemeinen Herrschaften, zu denen damals Baden gehörte.

Den gestrengen Zürcher Sittenhütern waren aber diese Badenfahrten mit dem damit verbundenen ausgelassenen Treiben ihrer Untertanen stets ein spezieller Dorn im Auge, und sie versuchten mehrmals, diese gänzlich zu verbieten. So wurde z. B. 1529 ein Verbot erlassen, angeblich weil die Reformierten in Baden starkem katholischem Druck ausgesetzt seien und es deshalb die Zürcher Obrigkeit nicht zulassen könne, wenn auch kranke Zürcher, die in der Bäderstadt zur Kur weilten, zur Beichte und zum Sakramentenempfang gezwungen würden. Doch wie kam es im nachreformatorischen Zürich überhaupt zu diesen äusserst strengen, für uns heute unbegreiflichen Kleidervorschriften?

Die Reformation Zwinglis bewirkte nach 1525 nicht nur eine Reformation der Kirche und ihrer Einrichtungen, sondern nach und nach auch eine Reformation des ganzen öffentlichen Lebens. Als christliche Regierung fühlte sich die Zürcher Obrigkeit für alle Lebensbereiche ihrer Bürger und Untertanen verantwortlich, und es war ihr viel gelegen an einem sittsamen, christlichen Lebenswandel. Ein

Mittel, dies zu erreichen, waren die sogenannten Sittenmandate, welche der Rat in regelmässigen Abständen bekanntmachen liess. Und zudem herrschte damals ganz allgemein der Gedanke, dass alles Recht von Gott ausgehe. Mit Seuchen, Blitz und Hagel, mit Wassernot und Kriegsunglück suche der Herr Städte, Dörfer und Länder heim, die einen unsittlichen Lebenswandel führen. Als am 11. September 1650 in der Stadt Zürich ein starkes Erdbeben verspürt wurde, war das für die kirchlichen und weltlichen Obrigkeiten Zürichs ein unmissverständliches Zornzeichen Gottes gegen den Sittenzerfall in der Stadt und eine letzte Mahnung, dass Gottes Strafe nicht mehr fern sein könne. In den darauffolgenden Sittenmandaten wurde deshalb wieder einmal speziell gegen die Kleiderpracht gewettert. Verboten wurden Brokatstoffe, Tuche in anderen Farben als in Rot und Schwarz, Seidenstoffe, samtene und seidene, mit Pelz oder Spitzen besetzte Mantillen, kostbare Schürzen und ausländische Stickereien. Mit ihren Mandaten schränkte die Obrigkeit auch Kleiderzubehör und Schmuck ein und verbot Hutbänder, Nestel, gold- und silberbestickte Gürtel, goldene Ketten, Handschuhe, Muff und Spiegel usw. Seit etwa 1730 hatte aber der Zürcher Rat vor allem gegen Modeeinflüsse aus Frankreich zu kämpfen, welche heimkehrende Offiziere und ihre Familien in die Heimat mitbrachten. Doch selbst im Mandat von 1790 nimmt die Kleiderverordnung noch volle acht Druckseiten ein, und auch David Hess schildert in seiner berühmten «Badenfahrt» im Jahre 1818 die damals immer noch existierenden Kleidergesetze.

Fritz Müller (1875–1942), der Autor unserer lustigen Erzählung, wurde in München geboren, studierte in Zürich Volkswirtschaft und lebte dann mehrere Jahre in der Schweiz als freier Schriftsteller in Cannero am Lago Maggiore. Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs kehrte er nach Deutschland (Partenkirchen) zurück. Bekannt wurde er vor allem als Verfasser von humorvollen Kulturglossen, Novellen, Romanen und Biographien unter Bevorzugung kaufmännischer und industrieller Themenkreise. Die hier vorliegende Erzählung einer Badenfahrt verfasste er 1912/13 für eine Firmenfestschrift, die damals in kleiner Auflage und in

bibliophiler Aufmachung erschienen ist: «Seide», eine Festschrift; 25 Jahre Seiden-Griener Zürich, 1889–1913. Mit Buchschmuck von Otto Baumberger: 8 Farblithographien und 20 Tuschfederzeichnungen im Text. Verlegt bei Rascher & Co., Zürich, 1913.

Otto Baumberger (1889–1961), der Illustrator unserer Geschichte, ist den Lesern der «Badener Neujahrsblätter» kein Unbekannter mehr. Die Ausgabe 1992 stellte diesen vielseitigen Zürcher Graphiker und Maler vor mit dem Beitrag «Otto Baumbergers Badener Ansichten». In seinen 1912/13 geschaffenen jugendstilartigen Zeichnungen zum «Sieg der Susenbergerinnen» stellt Baumberger die Personen der Handlung in prächtigen Kleidern im Stil der Renaissance dar. Auf der ersten Illustration sehen wir eine Partie an der Limmat im Zentrum des alten Zürich mit der Wasserkirche rechts und dem Grossmünster links im Hintergrund. Die zweite Illustration mit den Frauen kurz nach der Abreise im Boot zeigt im Hintergrund den Hardturm in Zürich. Auf der fünften Zeichnung mit der Ankunft der Reisenden und den drei gefangenen Zürcher Stadtoberen in Baden hat der Künstler im Hintergrund die alte gedeckte Holzbrücke und die markante Silhouette der Gebäude am linken Limmatufer dargestellt. Und auf der sechsten Zeichnung sind das Schloss Stein, das Badener Stadttor und die Stadtkirche zu sehen. Auf der achten und letzten Illustration fahren die fröhlich heimkehrenden Reisenden mit ihren Booten am Kloster Fahr vorbei.